

GÖNTHER PROBSZT
WESEN
UND WANDEL DER MÜNZE
EIN BREVIER

Sächsische

41	8 ^o
----	----------------

3500

Landesbibl.

GÜNTHER PROBSZT
WESEN UND WANDEL DER MÜNZE

Wesen und Wandel der Münze

EIN BREVIER

VON

GÜNTHER PROBSZT



KLINKHARDT & BIERMANN · BRAUNSCHWEIG

Sächsische
Landesbibliothek
26. JULI 1967
Dresden

Printed in Western Germany · Published 1963
© by Klinkhardt & Biermann · Braunschweig
Gesamtherstellung: ACO DRUCK GMBH, Braunschweig

Über den Ursprung des Münzgeldes haben sich viele namhafte Forscher die Köpfe zerbrochen, ohne zu einer nach allen Seiten hin befriedigenden Lösung zu gelangen. Denn dieser Ursprung reicht so weit zurück, daß wir außer den Münzen selbst kaum andere Geschichtsquellen besitzen. So sind wir in bezug auf die Entstehung „einer für die Wirtschaftsentwicklung so entscheidenden und durch Jahrtausende so nachhaltenden Erfindung, wie das Münzgeld“ auf die Hypothese angewiesen, womit wir schon ein Labyrinth der verschiedensten und konträrsten Meinungen betreten haben. Da heißt es hier, daß sich das Münzgeld aus der tauschfähigsten Ware, dem Metall, entwickelt habe, oder daß es aus der Notwendigkeit der Wertbewahrung entstanden sei, dort wiederum, daß sakrale Gegebenheiten seine Entstehung gefördert hätten usw. Aber aller Scharfsinn scheint vergebens: denn die Anfänge des Münzgeldes liegen trotz der jüngsten Ausgrabungen im Dunkel, weil die spärlichen Zeugnisse der alten Schriftsteller zu wenig eindeutig und zu ungenau sind.

Wir müssen uns daher mit der Feststellung begnügen, daß die ersten Münzen in einem Randgebiet der damaligen Kulturen, nämlich in den ionischen Siedlungen in Kleinasien und in Lydien entstanden sind, und zwar im 7. Jahrhundert vor Christus. Diese Tatsache aber löst neue Fragen aus: weshalb sind die Münzen gerade dort und nicht in den damaligen Kulturzentren Ägypten, Babylon, Phönizien oder Mykene, Argos, Athen und Korinth entstanden? „Gab der Seehandel oder der Landverkehr den eigentlichen Anlaß zur Schaffung der Münze? Waren die ersten Einstempelungen auf den unförmigen Metallklumpen, die Gewicht oder Feinheit beglaubigen sollten, von privaten Kaufleuten, Magistratsbeamten oder Tempelverwaltern vorgenommen worden und geben sie dem Metallstück zwingende Zahlkraft? Weshalb fiel die Wahl des Münzmetalls in Kleinasien auf Elektron, in Ägina auf Silber, in anderen Gebieten auf Kupfer oder Bronze?“ Eine Fülle von Fragen drängt sich uns da auf; wir müssen aber gestehen, daß wir keine einzige von ihnen befriedigend beantworten können.

Es bleibt also nur die Tatsache zurück, daß anstatt der bisherigen Tauschmittel oder des Warengeldes, wenn wir es so bezeichnen dürfen, nunmehr ein ursprünglich gestempeltes Metallklümpchen, dann mit fortschreitender Entwicklung aber ein mehr oder minder rundes Metallplättchen — der Schrötling — vorhanden war, das mit einer Vielfalt von Bildern beprägt, in einem kleineren oder weiteren Raume schon als ein allgemein anerkanntes und gültiges Zahlungsmittel galt, sofern es vollgewichtig war und den nötigen Feingehalt besaß. Daß diese Münzen

aber nur für den Groß- und Fernhandel verwendet wurden, aber nicht für den täglichen Verkehr des kleinen Mannes, der nach wie vor seine eigenen Erzeugnisse auf dem Markt gegen ihm dienliche andere verschachtelte, versteht sich von selbst. Wie denn der reine Tauschhandel noch bis ins Spätmittelalter, ja in einzelnen Gegenden noch weit darüber hinaus die übliche Form der Geschäftsabwicklung blieb, nur daß sich hier gewisse Landesprodukte auch für den internationalen Handel als besonders geeignet erwiesen, wie z. B. in Rußland die edlen Pelzgattungen.

Das älteste Münzmetall ist das sog. Elektron, eine Mischung aus Gold und Silber, die im Pactolusflusse in Kleinasien in natürlichem Zustande vorkommt, und von den Ioniern – in Anklang an das babylonische Wort Illil (Sonne) – griechisch Helios – Elektron genannt wurde. Das Mischungsverhältnis der beiden Metalle ist ungefähr halb zu halb, aber auch geringer. Solche Bläßgoldmünzen hat insbesondere die Stadt Kyzikos an der Propontis in reicher Fülle geschlagen, während richtige Goldmünzen in Lydien erst unter Krösus (561/46) geprägt wurden. Die ersten Silbermünzen dagegen treten wohl schon etwas früher, nämlich in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts auf, aber nicht in Lydien, sondern auf der Insel Ägina im Saronischen Meerbusen südwestlich von Athen. Im Gegensatz zu den Elektron- und Goldmünzen sind diese Münzen bereits zweiseitig geprägt und tragen, gewissermaßen als Wappen, auf der einen Seite das Bild einer Schildkröte, auf der Rückseite aber das sog. Quadratum incusum, einen vertieften Einschlag, der jedoch nicht immer, wie der Name vermuten ließe, quadratisch, sondern auch recht- oder dreieckig ist und auf den ältesten griechischen Münzen statt eines Bildes steht. Diese bildlose Incusum hält sich im allgemeinen bis zum Ende des 5. Jahrhunderts, doch tritt in manchen Gegenden schon um die Mitte des vierten ein Bild in die Vertiefung, bis es endlich gänzlich verschwindet und der zweiseitigen Prägung weicht.

Die griechischen Münzen folgen von ihrem Anbeginn an den Gesetzen der herrlichen griechischen Kunst, die auch diesen oft winzigen Metallstückchen jene Sorgfalt und künstlerische Verantwortung angedeihen läßt, die wir heute noch staunend an der „großen“ Kunst der verschie-

Abbildung Tafel I

- 1 *Aegina, Stater, Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr.*
- 2 *Korinth, Stater, 4. Jahrhundert v. Chr.*
- 3 *Athen, Tetradrachme, ca. 479–393 v. Chr.*
- 4 *Syrakus, Tetradrachme, 6. Jahrhundert bis ca. 425 v. Chr.*



1



2



1R



2R



3



4



3R



4R

denen Stämme bewundern. Aus der kaum überschaubaren Zahl der auf uns gekommenen Münztypen ragen die der Insel Sizilien durch ganz besondere künstlerische Vollendung hervor. Hier gab es Meister des Stempelschnittes, wie Eumenos, Phrygillos, Euainetos, Eukleidas und Kimon, die die von ihnen geschaffenen Stücke signiert haben; sie waren alle in der größten Griechenstadt dieses Eilandes, in Syrakus, um die Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert tätig. Ihre Kunst bedeutet einen nie wieder erreichten Höhepunkt in der Münzglyptik, der nur die Münzen der frühesten griechischen Kolonie auf Sizilien, Naxos, an künstlerischem Werte nahekomen, ihn aber keineswegs übertreffen.

Die unendliche Vielfalt der griechischen Prägungen zeigt, wie sich rings um das Mittelmeer schon frühzeitig der Handel vom reinen Tauschverkehr dem Münzgold zugewandt hatte. Wollte man die Namen der münzprägenden Städte und Fürsten bis zu Beginn der Römerherrschaft in Griechenland bloß aufzählen, würden sie viele Seiten füllen. Und die gleiche Fülle bietet sich auch in den Münzbildern dar. Wie für Ägina die Schildkröte, so gibt es für viele andere Städte ein, wenn auch nicht einziges, so doch vorherrschendes Münzbild, das die Münze für den Binnen- wie für den Außenhandel leicht kenntlich und damit begehrenswert macht. So hat Athen den Kopf seiner Schutzgöttin Pallas Athene neben der Eule, Syrakus den von Delphinen umgebenen Kopf der Nymphe Arethusa, Gela, gleichfalls auf Sizilien, das Bild eines halben mannsköpfigen Stieres, der den Flußgott Gelas verkörpert, Ephesus die Biene, Knidos die schaumgeborene Aphrodite, Rhodos die Rose. Die gesamte griechische Götterwelt, der Mythos, Tiere und Pflanzen, alles was den Augen wie dem geistigen Erfühlen greifbar war, ist auf den Münzen vertreten, ein Makrokosmos auf kleinstem Format, dem wir die ungefähre Kenntnis vom Aussehen nicht nur längst untergegangener Kunstdenkmale, wie etwa des Zeus von Phidias, sondern auch ausgerotteter Pflanzen wie des Silphiums vermittelt. So ist für die griechische Antike die Münze ein unentbehrliches Hilfsmittel der Archäologie geworden und für die Nachwelt ein bewundernswertes Zeugnis höchster Kultur und Kunst.

Ganz andere Wege gehen die Römer. Während sich die staatliche Zersplitterung der griechischen Welt nicht nur im Bilde ihrer Münzen,

Abbildung Tafel II

- 5 Philipp II. von Makedonien (359–336 v. Chr.), Tetradrachme
- 6 Alexander der Große von Makedonien (336–323 v. Chr.), Tetradrachme
- 7 Kelten, Philipper, 1. Jahrhundert v. Chr.
- 8 Kelten, Nemeth, Silbermünze, 1. Jahrhundert v. Chr.



5



6



5R



6R



7



8



7R



8R

sondern auch in der Verschiedenheit ihrer Währungen äußerte, haben sich die Römer nach Überwindung der Periode des Schwerkupfers, des sog. *aes grave*, das sich seinerseits aus dem *aes rude*, dem etwa vom Beginn des 1. Jahrtausends bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. hinein als Geld vorgewogenen Rohkupfer heraus entwickelt hat, bald zu einer straffen, zentralistischen Organisation des Münzwesens durchgerungen, bereits in der Republik, noch mehr aber während des Imperiums.

Schon das *aes grave* bekundet eine gewisse Einheitlichkeit, obgleich es damals außer dem römischen, auch noch ein latinisch-campanisches, apulisches, picensisches, umbrisches und etruskisches Schwergeld gab. Oberste Wertstufe war das *As*, das ursprünglich ein Gewicht von rund 267 g hatte, aber ebenso wie seine Teilstücke mit der Zeit leichter wurde. Die Münzen selbst bestehen aus gegossenen dicken Klumpen mit verschiedenen Münzbildern und fast ständig vorhandenen Wertzeichen. Im Jahre 269/268 wird das Münzwesen umgestaltet, das *As* leichter gemacht und nebst seinen Unterteilungen nicht mehr gegossen, sondern geprägt und 10 solcher neuen *Asse* dem neugeschaffenen Silberstück, dem *Denarius* = Zehner, gleichgesetzt. Damit ist jene Münze entstanden, die bis ins späte Mittelalter hinein die wichtigste Silbermünze bleiben sollte, gleichgültig ob man sie nun *Denar*, *Denier*, *Pfennig* oder *Penny* heißt. Doch davon später.

Dieser *Denar* zeigt auf der Vorderseite zunächst den Romakopf und auf der Rückseite die Dioskuren. Später treten neben dem Dioskurentypus noch andere Münztypen auf, namentlich verschiedenartige Zweigespanne, die Tacitus in seiner *Germania* als die von den germanischen Stämmen bei Zahlungen bevorzugten *Bigati* anführt, und die *Quadrigati*, die Viergespanne. Als dann die Münzmeister das Recht erlangten, ihren Namen voll auf die Münzen zu setzen und auch die Bilder nach eigener Wahl zu bestimmen, weicht die bisherige ziemliche Einheitlichkeit der Münztypen einer bunten Vielfalt im künstlerisch meist sehr hochstehenden Gepräge. Nach dem Fall Karthagos (146 v. Chr.) hatten die Römer im westlichen Mittelmeer keine Konkurrenz mehr für ihr eigenes Silbergeld zu befürchten und konnten daher der Einheitlichkeit, die den Münzverkehr erleichtert hatte, fürder entraten. Münzbeamte nennen sich

Abbildung Tafel III

- 9 *Karthago – Sizilien, Tetradrachme (um 343 v. Chr.)*
- 10 *Gallien, Nachbildung einer Münze von Rhodos, 4. Jahrhundert v. Chr.*
- 11 *Judäa, Shekel, 2. Aufstand (132–135)*
- 12 *Alexandria, Gallienus (253–268), Tetradrachme (Billon)*
- 13 *Cyrene, Didrachme, 4. Jahrhundert v. Chr.*



9



10



11



9R



10R



11R



12



13



12R



13R

noch zur Zeit Cäsars und seines Nachfolgers Augustus zuweilen auf den Münzen, bis sich das Imperium soweit konsolidiert hat, um mit diesen Reminiszenzen aus der republikanischen Vergangenheit aufzuräumen.

Zum Unterschied von der republikanischen Zeit, die nur sporadisch Gold ausprägte, ist die Grundlage des römischen Münzwesens in der Kaiserzeit die Goldwährung und ihre Einheit der Aureus. Sein Feingehalt blieb auch in der Zeit des Verfalles der Silberprägung im 3. Jahrhundert gut, dagegen wird sein Gewicht so unregelmäßig, daß man ihn nur mit Hilfe der Waage annahm. Silber und Gold bleiben dem Kaiser und seiner Familie vorbehalten, Kupfer (Bronze) dagegen dem römischen Senat, der deshalb auch sein Zeichen: S. C. (senatus consulto) auf die Münzen setzt, von denen die schwerste der Sesterz ist, der $\frac{1}{4}$ des Silberdenars und die eigentliche Rechnungsmünze bildet. Der Verfall des römischen Münzwesens bringt als neue Silbereinheit neben dem langsam verschwindenden Denar den Antoninianus, der zur Unterscheidung von jenem die Kaiser mit der Strahlenkrone, die Kaiserinnen dagegen mit einem das Porträt unten umfangenden Halbmond darstellt. Er wird mit der Zeit so schlecht, daß er bloß einen minimalen Silberzusatz enthält. Diocletian reformierte das Münzwesen von Grund auf, was auch neue Münzbezeichnungen im Gefolge hat, deren wichtigste der Kupfer-Follis ist, womit ursprünglich der Beutel benannt wurde. Die Zahlung in Beuteln ist stets das Zeichen, daß das große Geld knapp ist. Der Follis, im Anfange noch ein recht ansehnliches Kupferstück, verliert aber nur zu bald sein Ansehen und vegetiert bis zur Reform des Anastasius weiter, um auch im byzantinischen Weltreich allmählich wieder eine Wandlung zum Schlechteren mitzumachen. Auch der Aureus hat sich jetzt gewandelt, denn an seine Stelle ist seit Constantinus I. dem Großen eine neue Goldmünze, der Solidus, mit seinen Teilstücken, dem Semis und Triens, getreten.

Je mehr das einst so stolze Imperium seinem unwiderruflichen Ende entgegeneilt, desto schlechter werden seine Münzen. Winzige Bronzemünzen kennzeichnen nur zu deutlich den tiefen Fall einer Weltmacht, deren Grenzen nahezu die ganze damals bekannte Erde umspannt hatten. Auch das früher klassisch schöne, wenn auch – außer in den

Abbildung Tafel IV

- 14 Rom, Republik, L. Saufeius (ca. 155–120 v. Chr.), Denar
- 15 Rom, Republik, Marcus Scaurus (58 v. Chr.), Denar
- 16 Rom, Caesar (Mettius, ca. 44 v. Chr.), Denar
- 17 Campanien, Schwerekupfer, Sextans (269–222 v. Chr.)



14



15



16



14R



15R



16R



17



17R

markanten Herrscherporträts — das unübertreffliche Vorbild der Griechen nie erreichende Münzbild, das auf den Rückseiten meist die gesamte römische und zum Teil auch außerrömische Götterwelt in den verschiedensten Attitüden umfaßte, ist jetzt einer konventionellen Darstellungsweise gewichen, die zum Teil bar jedes künstlerischen Empfindens ist und in den zahlreichen von Spanien bis nach Kleinasien verstreuten Münzstätten nach dem gleichen, offensichtlich von oben vorgeschriebenen Schema gehandhabt wurde. Die Trennung in West- und Ostrom besiegelte das Ende der einstigen unüberwindlichen Großmacht. Als Rom von den Germanen überrannt wird, die nach römischem Vorbild alsbald ihre eigenen Münzen schlagen, wird nun Byzanz zum Vorbild für die Münzprägung der neuen Machthaber. Denn nach dem Falle Westroms gibt es für die aus dem Norden und Osten aufgebrochenen, der Sonne entgegenziehenden barbarischen Völkerschaften, die sich in die durch langwierige Kriege entleerten Räume Mittel- und Südeuropas ergossen haben, kaum mehr etwas, an das sie anknüpfen können. Sie selbst stehen noch zu kurz mit einer ihnen völlig fremden, zum Teil auch entarteten Kultur in Berührung, als daß sie aus sich selbst heraus etwas hätten entwickeln können. Die Seßhaftwerdung bisher nomadisierender Stämme verlangte von ihnen etwas ganz Neues, schon deshalb, weil es ja auch noch größere oder kleinere Reste der alteingesessenen Bevölkerung gab, die man sich assimilieren mußte. Nun ist es aber Regel, daß dies meist anders geschieht, als man es sich gemeinhin vorstellt, indem nicht der Sieger dem Besiegten seine Lebensform aufzwingt, sondern gerade umgekehrt. Wohl kannten diese barbarischen Völkerschaften schon das geprägte Geld, die Münze, von ihren Beutezügen und von den Tributzahlungen her; auch der Handel spielt da schon eine gewisse Rolle. Aber so allgemein wie im alten römischen Imperium, wo es kaum eine Tauschwirtschaft mehr gegeben hatte, war der Gebrauch des Geldes bei den Fremdlingen doch noch nicht bekannt. Das Münzwesen Westroms war zusammengebrochen, das des aufsteigenden oströmischen Staates aber hatte sich kontinuierlich weiterentwickelt. Byzanz selbst bildete noch immer eine Großmacht, wenn es auch — insbesondere im Westen — die Grenzen des alten Imperiums keineswegs mehr ausfüllte. Aber dank dieser kontinuierlichen Weiterentwicklung des byzantinischen Münzwesens wurde

Abbildung Tafel V

- 18 Rom, Nero (54–68), Sesterz
 19 Rom, Marc Aurel (161–180), Dupondius
 20 Rom, Diocletian (284–304), Follis



18



18 R



19



19 R



20



20 R

dieses für Jahrhunderte hinaus zum Vorbild für das sich langsam und unter konvulsivischen Krämpfen neu bildende Europa. Nicht nur, daß die jungen Völker mehr oder minder primitiv die byzantinischen Münzbilder nachahmten, was mitunter ganz sklavisch geschah, übernahmen sie auch die Münztypen dieses Staates, insbesondere den goldenen Solidus, und noch mehr dessen Drittelstück, den Triens oder Tremissis, dessen sich vor allem die Merowinger in Frankreich bedienten, und den kupfernen Follis. Das Gold, wenn es auch z. T. wie in den Anfängen der Münzprägung wieder sehr bläulich geworden war, freilich nicht aus natürlichen Ursachen, sondern durch starke Beimengung von Silber, ist wie einst das tragende Metall, ein Zeichen, daß sich der Handel im großen abspielte.

Inmitten dieses brodelnden, stets sich wandelnden Völkergemisches blieb Byzanz der einzig ruhende Punkt und seine Kaiser waren trotz aller Wirren im Innern und aller Bedrohung durch alte und neue Feinde, Perser, Slaven, Avaren und Araber, um nur die wichtigsten zu nennen, doch die Herren über das bedeutendste, weil geordnetste Staatswesen der ganzen damaligen Welt. Dies änderte sich jedoch, als im Westen eine neue, ebenbürtige, weltliche Macht im karolingischen Frankenreiche erwuchs und, durch diese gestärkt, Rom — wenn auch nur in geistlicher Beziehung — wieder zum Caput mundi wurde; wobei nicht vergessen werden darf, daß den geistlichen Aspirationen infolge des neu entstandenen Kirchenstaates nunmehr auch weltliche koordiniert waren. Aber im Münzwesen dominierte auch hier die von Karl dem Großen durchgeführte Neuordnung, durch die das Byzantinische bis zu einem gewissen Grade isoliert wurde.

Diese Neuordnung ist zugleich eine weise Selbstbescheidung. Im römischen Imperium und vielleicht noch mehr im byzantinischen Reich war das Gold das eigentliche Währungsmetall, das hier wie dort in zahlreichen Münzstätten ausgeprägt wurde. Beide Reiche hatten ja ihren riesigen Goldbedarf, der nicht nur die Staatsfinanzen, und den gesamten mittelmeerischen Handel und weit darüber hinaus betraf, sondern nicht minder den üppigen Luxus der Weihgeschenke ebenso umfaßte wie Schmuck und kostbaren Hausrat, mühelos aus den reichen Erträgen

Abbildung Tafel VI

- 21 *Hadrian (117–138), Denar*
- 22 *Caracalla (211–217), Denar*
- 23 *Rom, Probus (276–282), Billon-Antoninian*
- 24 *Rom, Diocletian (284–304), Argenteus*



21



22



21 R



22 R



23



24



23 R



24 R

der auf ihrem Territorium liegenden Goldbergwerke sowie aus dem Import decken können. Diese Goldquellen lagen aber fast durchweg im Osten, während der Westen so gut wie kein eigenes Gold besaß. Karl der Große machte nun aus der Not eine Tugend, indem er an seiner Statt das Silber zum Währungsmetall erhob. Der silberne Denar oder Pfennig wurde, man kann sagen, in der gesamten außerbyzantinischen Welt jetzt zur vorherrschenden Münzgattung erhoben. Goldmünzen kommen bis zum Hochmittelalter im Westen kaum mehr vor; nur dort, wo byzantinischer Einfluß zu verspüren ist oder wo wie in Süditalien, namentlich in Sizilien, rege Handelsbeziehungen zur Levante und dem allzeit goldhungrigen Arabien vorhanden sind, hält sich die Goldprägung einigermaßen. Aber sonst bedient man sich so ziemlich allgemein des von dem Franken Pipin begonnenen und seinem großen Sohn Karl vollendeten neuen Münzsystems. Aus dem Pfunde Silber, dessen Gewicht er gleichzeitig erhöhte, werden nun 240 Pfennige geschlagen, wovon 12 Stück auf einen Schilling gehen, der jedoch nicht wirklich ausgeprägt wird, sondern nur eine Rechnungseinheit bildet. Das ist das Münzsystem, an dem Großbritannien bis zum heutigen Tage festhält, nur daß hier alle drei Einheiten, Pfund, Shilling und Penny (= Pfennig) tatsächlich in dem ihrem Wert entsprechenden Metallen ausgeprägt werden.

Die neuen schmucklosen Pfennige werden von den Karolingern in zahlreichen Münzstätten geschlagen, in lokal gebundenen wie auch in den den Kaiser bei seinem steten Zuge von einer Pfalz in die andere begleitenden Münzstätten. Als das karolingische Reich in einen französischen und einen deutschen Teil zerfällt, hier und dort neue Dynastien ans Ruder kommen (in Deutschland allerdings weitaus häufiger), so bleibt doch überall der Pfennig weiterbestehen, nur daß er sein Bild dementsprechend verändert. Beiden Teilen aber ist es gemeinsam, daß mit dem Aussterben der Gründer des fränkischen Reiches auch die Zahl der am Gewinn des Münzprägens Mitbeteiligten ständig zunimmt, vor allem in Deutschland, wo das Wahlkönigtum unter anderen Benefizien auch das Münzrecht an geistliche und weltliche Gewalten verleihen muß. Den *monnaies féodales* in Frankreich steht also eine noch weit größere Zersplitterung im deutschen Münzwesen gegenüber, die für den Numis-

Abbildung Tafel VII

25 Rom, Caracalla (211–217), Antoninian

26 Rom, Otacilia Severa, Gattin Philippus I. (244–249), Antoninian

27 Rom, Faustina junior, Gattin Marc Aurels † 175, Denar



25



26



25 R



26 R



27



27 R

matiker ebenso interessant ist, wie sie verheerend für die mittelalterliche Finanz- und Münzpolitik war. Um so mehr, als in Deutschland der Arm des Kaisers oder Königs nicht so weit reichte, daß er Usurpationen des Münzrechtes hätte verhindern können.

So ist das Bild des Münzwesens Frankreichs und Deutschlands im Mittelalter ein ungemein buntes. Die Unbeholfenheit der Stempelschneider, besonders in der Frühzeit, brachte es überdies mit sich, daß es zahllose „stumme“, d. h. inschriftlose Gepräge gibt, von denen man nur einen verschwindend kleinen Teil chronologisch wie geographisch mit eindeutiger Sicherheit bestimmen kann. Die schriftlichen Quellen, wenn sie in dieser Frühzeit überhaupt bestanden haben, lassen uns da nahezu völlig im Stich. Und überdies sind viele Jahrhunderte vergangen, bis die Wissenschaft, allerdings mit verfeinerten Methoden, daran ging, zu retten, was noch zu retten war.

Aus allem geht hervor, daß die Numismatik keineswegs eine rein ästhetische Angelegenheit ist, die sich nur an der Schönheit etwa altgriechischer Münzbilder erfreut, oder ein bloßes Sammlungshobby oder gar Wertanlageobjekt, sondern eine ungemein wichtige Sparte der historischen Wissenschaft, die durch ihre Forschungsergebnisse das unentbehrliche Korrelat insbesondere wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungen bildet. Natürlich aber ist an ihr die politische Geschichte ebenso beteiligt wie die Kunstgeschichte, die Genealogie und die Heraldik, also die Familien- und Wappenkunde usw. Es gibt demnach kaum ein zweites Gebiet der Historie, das so vielseitige und so umfassende Kenntnisse voraussetzt wie sie.

Mit dem Fortschreiten der Münztechnik und der Münzkunst, die im Westen von den höchsten Höhen griechischer und römischer Münzkunst lange Zeit zu einem Tiefstande sondergleichen herabgesunken war, obgleich die sonstige zeitgenössische Kunst, auf der Antike fußend, sie aber den eigenen Zwecken umformend, Meisterwerke hervorbrachte (die freilich dem Zuge der Zeit entsprechend den geistigen Inhalt vor den sinnlich wahrnehmbaren stellten), fand langsam auch das Münzbild wieder zu der alten Übung zurück, daß Zweckmäßigkeit und wahre Kunst einander keineswegs ausschließen. Die mittelalterliche deutsche

Abbildung Tafel VIII

28 *Lydisch-ionischer Elektronstater, 7.–6. Jahrhundert v. Chr.*

29 *Alexander der Große von Makedonien (336–323 v. Chr.), Goldstater*

30 *Septimius Severus / Jutta Domna (192–211), Aureus*

31 *Byzanz, Justinian I. (527–565), Solidus*

32 *Friedrich II, Kaiser (1197–1250), Augustalis, Brindisi*



28



29



30



28 R



29 R



30 R



31



32



31 R



32 R

Münzkunst schwelgt dem mystischen Hange der Zeit gemäß in einer vieldeutigen Symbolik, die den Bildervorrat ungemein anschwellen läßt, aber auch große Rätsel aufgibt, die keineswegs immer einwandfrei gelöst werden können. Da gibt es Fabel- und wirkliche Tiere, Köpfe und Fratzen, Ornamente und Blumen, Herrschergestalten in allen möglichen Attitüden, Geistliche mit Schwert und Evangelienbuch, kurz ein schier unerschöpfliches Bildreservoir, das man zudem nach allen möglichen Richtungen noch variieren könnte. So manches zeigt zwar eine offenkundige Beziehung zu Entstehungsort und Entstehungszeit, aber noch viel mehr ist unklar und kaum mehr zu deuten. In vielen Fällen mögen die Musterbücher herumreisender Künstler als Vorlage gedient haben, in anderen wieder Einzelheiten an kirchlichen und weltlichen Denkmalen, Schlußsteine und sonstige Skulpturen, nicht selten aber auch die Phantasie eines wirklichen Künstlers, die wiederum am Buch der Bücher, an der Heiligen Schrift, sich entflammt hatte.

Langsam treten nun die Münzen aus diesem mystischen Halbdunkel heraus ins helle Licht der Geschichte durch In- und Umschriften, Wappen und nicht zuletzt durch das Münzbild selbst. Diese vermehrte Deutlichkeit ist aber fast untrennbar verbunden mit der Vergrößerung des Metallplättchens, des Schrötlings, das mit dem Münzbilde beprägt wurde. Die Erkennbarkeit dieses Münzbildes hatte nach der Klarheit der fast nur aus Schrift bestehenden karolingischen Münzperiode durch die Sucht, auf kleinem Raume möglichst viel darzustellen, ungemein gelitten. Zudem hatte die Dünne des Schrötlings auch bewirkt, daß sich die Prägungen der doppelseitigen Pfennige gegenseitig durchdrangen, und das Münzbild weitgehend zerstörten. Andererseits wird man aus der Vereinigung von Schrift und Darstellung eines bestimmten Gegenstandes wohl darauf schließen dürfen, daß der Zahlungsverkehr mit dem geprägten Gelde zuungunsten des früheren Tauschverkehrs erheblich zugenommen hatte. Zur Zeit der Karolinger und darüber hinaus war ja das Schreiben und das Lesen nur das Vorrecht einer relativ kleinen Schicht gewesen: des Klerus, während oft nicht einmal der Herrscher dieser beiden Künste kundig war, geschweige denn sein Volk. Jeder Burgherr aber hatte seinen Burgpfaffen und der hatte wohl auch die Gebarung mit dem Gelde inne; das hörige Volk aber zahlte seine

Abbildung Tafel IX

- 33 *Karolinger, Ludwig d. Fromme (814–840), Denar*
- 34 *Ostgoten, Mataswintha (536–540), 20 Nummia, Bronze*
- 35 *Kaiser Otto III. (980–1002), Kölner Denar*
- 36 *Ungarn, Stefan I. (1000–1038), Denar*
- 37 *England, Eduard I. (1272–1307), Penny*



33



34



35



33 R



34 R



35 R



36



37



36 R



37 R

Abgaben an den Grundherrn noch in Naturalien. In den schon vorhandenen und sich neu bildenden Städten aber war der eigentliche Handel nach nah und fern konzentriert. Hier häufte sich demgemäß auch das gemünzte Geld, das keineswegs nur im Inland geschlagen sein mußte, wobei die Grenzen des „Inlandes“ sehr eng gezogen waren. Solche große Handelsstädte gab es schon frühzeitig, etwa Dürstede (Dorestad) in Holland oder das erst vor wenigen Jahrzehnten durch Ausgrabungen erschlossene Haithabu, das, in der Schleswiger Landenge gelegen, einen wichtigen Handelsplatz der Wikingerzeit darstellt, wo trotz der verhältnismäßig weiten Entfernung außer Münzen eigenen Schlages auch solche Dürsteder Pfennige gefunden wurden. Im übrigen hatte ja der Fernhandel schon im frühen Mittelalter sich viele jener Räume zurückgewonnen, die schon Phönizier, Griechen und Römer befahren hatten, und andere dazu neu erschlossen. So finden wir deutsche Münzen aus der Wende zum 10. Jahrhundert weit im Osten in Polen und Rußland, wo heute noch große Horte meist Regensburger Schlages gehoben werden. Sie dienten einst dem Sklavenhandel, den rührige Kaufleute nach der Iberischen Halbinsel vermittelten, wo die dort hausenden Araber die menschliche Ware übernahmen. Dafür finden sich arabische Münzen im hohen Norden, wo sie ähnlichen Zwecken gedient haben mögen.

Für den Großhandel aber galt nur eine Maxime: daß die Münze vollwertig und vollgewichtig sein mußte. Sie wurde dem Verkäufer oft zugewogen, das Gepräge interessierte nur insoweit, als gewisse Münzen eben die Regensburger und dann auch andere Pfennigtypen, wie Kölner, Wiener, Friesacher (Kärnten) und Grazer (Steiermark) eine Gewähr für ihre Güte boten, und daher gerne genommen wurden. Man kann dabei feststellen, daß jede dieser als Handelsmünze gewerteten Münztypen ihr eigenes Umlaufgebiet hatte, in das unbekanntere Sorten nur schwer Einlaß fanden.

In dem Maße, als auch die unteren Volksschichten mit dem geprägten Gelde in Berührung kamen, wurde auch die Frage des Münzbildes immer mehr aktuell. Es war aus finanztechnischen Gründen Brauch, daß die Münze in gewissen Gegenden alljährlich erneuert wurde, wobei die

Abbildung Tafel X

- 38 Wien, Pfennig, sog. „Böckler“ (Albrecht IV., 1399)
- 39 Friesach, Anonymer Pfennig, 13. Jahrhundert
- 40 Österreich, Rudolf IV. (1358–1365), Judenburger Goldgulden
- 41 Tirol, Meinhard II. (1271–1295), Zwainziger
- 42 Schwäbisch-Hall, Heller, 13. bis 14. Jahrhundert
- 43 Ungarn, Matthias Corvinus (1458–1490), Goldgulden



38



39



40



38 R



39 R



40 R



41



42



43



41 R



42 R



43 R

alte gute gegen neue nach einem bestimmten Schlüssel umgetauscht wurde, natürlich sehr zum Schaden des Besitzers. Diese Münzerneruerung oder „Renovatio monetae“ erklärt die Häufung der verschiedenartigsten Münzbilder, die, wie gesagt, an Phantasie und Erfindungsgabe der Stempelschneider keine geringen Anforderungen gestellt haben mögen. Zugleich aber dürfte die Bevorzugung von Bildern vor der schriftlichen Erläuterung auch darauf hinweisen, daß sich die Analphabeten im Volke nun auch schon in größerem Maße des geprägten Geldes als Zahlungsmittel zu bedienen begannen. Es war insbesondere von den Gotteshäusern her an ein überreiches Bildinventar gewöhnt; es hatte also zu schauen gelernt und war durch die Bilder auf den Münzen in die Lage versetzt, sie voneinander unterscheiden zu können; abgesehen davon zeigte ein neu auftauchendes Münzbild dem Kundigen an, welche Sorten infolge der Renovatio nunmehr verrufen waren und welche noch galten. Verlautbarungen von der Kanzel (ein Vorgang, der späterhin, als sich auch die Amtsstuben der Buchdruckerkunst bemächtigt hatten, neben den verschiedenen gedruckten und mit Holzschnitten der guten und der schlechten Münzen ausgestatteten Münzpatenten, bis tief in die Neuzeit hinein bei der städtischen, wie bei der ländlichen Bevölkerung im Schwange war) suchten den Münzumlauf auch auf diesem Wege zu regeln. Allerdings, wie die häufige Wiederholung dieser Patente zeigt, meist ohne den gewünschten Erfolg.

Denn im Mittelalter und weit darüber hinaus bestritten diesen Münzumlauf keineswegs nur die im Lande selbst geprägten Sorten. Wie die Münzfunde erweisen, zirkulierten unter der Bevölkerung die heterogensten Münzsorten, gute und schlechte, gestattete und verbotene. Es gab wohl besonders bevorzugte, wie die oben erwähnten Pfenniggattungen, die man ihres guten Rufes wegen gerne nahm, aber neben ihnen schlichen sich auch minderwertige Sorten ins Land, die geschäftstüchtige und gewissenlose Bauernfänger der leichtgläubigen Bevölkerung aufzuschwatzen verstanden. Der vergebliche Kampf um die Reinheit der Währung erfüllt daher die Jahrhunderte, insbesondere im deutschsprachigen Raum, wo die Unzahl der Prägenden von Kaisers oder von eigenen Gnaden die Lande meist mit minderwertigen Münzen überschwemmte. Nach dem Zeitgenossen Shakespeares, Sir Thomas Gresham,

Abbildung Tafel XI

- 44 Frankreich, Ludwig IX. (1266–1270), Turnose
- 45 Böhmen, Wenzel II. (1278–1305), Prager Groschen
- 46 Meißen, Friedrich II., d. Ernsthafte (1324–1349), Groschen
- 47 Konstanz, Bischof Hugo, Rollbatzen, 1519



44



45



44 R



45 R



46



47



46 R



47 R

der an der Spitze des sog. Merchant Adventurers stand und von Königin Elisabeth den ehrenden Titel eines „königlichen Kaufmanns“ erhielt, wurde das Gesetz benannt, daß die gute Münze stets von der schlechten verdrängt werde, indem das Metall der von Agenten aufgekauften und mit schlechteren Sorten bezahlten guten Münzen zur Ausprägung weiterer schlechter Münzen und damit zur Vermehrung des Münzumlaufer verwendet wurde. Insbesondere die Republik Venedig hat aus dem Silber der guthaltigen österreichischen Münzen jahrhundertlang ihre Zecca gespeist.

Dieses Greshamsche Gesetz aber sagte nur aus, was schon in längst vergangenen Zeiten Tatsache gewesen war. Aber diese nunmehr offen zutage liegende Erkenntnis vermochte an einer längst und tief eingewurzelten Übung so lange nichts zu ändern, solange nicht die Staaten ihre Grenzen gegen diesen Unfug abzuschirmen vermochten und bis nicht diese Grenzen weite und in sich geschlossene Räume umfaßten, d. h., bis nicht die unzähligen kleinen Prägeberechtigten mit ihren Enklaven inmitten fremder Gebiete verschwunden waren. Dies war aber in Deutschland erst mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der vor allem die geistlichen Territorien und auch die kleinen weltlichen säkularisierte und damit ihrer landesherrlichen Funktion entkleidete, der Fall.

Wir haben vorgegriffen. Neben die zweiseitig beprägten kleinen Silberpfennige traten zuerst sog. Halbbrakteaten, nämlich Silberstücke, deren Gepräge sich infolge des viel zu dünnen Schrötlings gegenseitig durchdrang und damit die Erkennbarkeit ungemein erschwerte. Man ging nun daran, die Münztechnik dadurch zu erleichtern, daß man den Schrötling vergrößerte, aber nur einseitig beprägte, so daß Hohlmünzen entstanden, die ein neuerer Gelehrtenausdruck als „Brakteaten“ bezeichnet. Man benötigte dazu nur einen Stempel, anstatt wie bisher deren zwei. Man prägte noch bis tief ins 16. Jahrhundert, ja mancherorts noch darüber hinaus (da sich die Münzergesellen lange Zeit verbissen, ja sogar gewalttätig gegen jede maschinelle Neuerung zur Wehr setzten) mit dem Hammer, indem der Unterstempel in einen Holzstock eingelassen war, während der auf ihm liegende Schrötling durch den von der linken Hand des Münzers gehaltenen Oberstempel niedergedrückt und sodann durch einen kräftigen Hammerschlag beprägt wurde. Wenn wir die

Abbildung Tafel XII

48 *Venedig, Raniero Zeno (1252–1268), Matapan*

49 *Köln, Erzbischof Friedrich von Saarwerden (1370–1414), Goldgulden*

50 *Thüringen, Philipp oder Otto, Reiterbrakteat, Anfang d. 13. Jahrhunderts*



48



49



48 R



49 R



50



50 R

große Zahl der Münzen seit dem Altertum betrachten, finden wir verhältnismäßig nur wenige unter ihnen, die tatsächlich den vollen Stempel aufweisen und nicht „dezentriert“, d. h. durch Verrutschen oder nicht sorgfältiges Aufsetzen des Schrötlings und des Oberstempels um einen Teil des Münzbildes gekommen sind.

Unter solchen Umständen bedeutete der einseitige Brakteat wohl eine wesentliche Vereinfachung und Erleichterung. In gewissen Gegenden, z. B. in Meißen, der Lausitz und auch in Böhmen ging man zuzeiten so weit, daß man mehrere Schrötlinge gleichzeitig aufeinanderlegte und beprägte. Es handelt sich da übrigens um Stücke, die bar jeden künstlerischen Empfindens sind; ungeschlachte, eher Unholden der deutschen Sagen- und Märchenwelt als Menschen gleichende Gestalten sind in ermüdender Eintönigkeit auf ihnen dargestellt. Und dies zu einer Zeit, die auf den großflächigen Brakteaten, insbesondere im nieder- und im obersächsischen Kreis (Bistum Halberstadt, Abtei Quedlinburg, Braunschweig-Lüneburg, Grafschaft Falkenstein, Erzbistum Magdeburg, Landgrafen von Thüringen, um nur das Allerwichtigste zu nennen), Wunderwerke der Münzkunst hervorgebracht hat, die in ihrer künstlerischen Gesinnung ebenbürtig den schönsten Münzen der griechischen Blütezeit an die Seite gestellt werden dürfen. Die leichte Zerbrechlichkeit des dünnen Schrötlings hat leider bewirkt, daß nur verhältnismäßig wenige Stücke überhaupt und noch weniger wohlerhaltene auf uns gekommen sind. Und diese Fragilität mag wohl bewirkt haben, daß man nach dieser Hochflut von brakteatenförmigen Prägungen, vornehmlich der Hohenstaufenzeit, deren Technik auch in außerdeutschen Ländern, wie Böhmen, Schlesien, Ungarn und Polen, mit mehr oder weniger Geschick nachgeahmt wurde, die eigentlichen Brakteaten um das Jahr 1300 überall verschwinden und nur in der Form von für den Kleinverkehr bestimmten Hohlmünzen bis ins 17. Jahrhundert hinein noch andauern.

Es war aber nicht die Zerbrechlichkeit, die diese Abkehr bewirkte, sondern vielmehr das Bedürfnis nach höherwertigen Münzen, wie sie die Zunahme des Fernhandels erheischte. Mit den Kreuzzügen war das bisher in engen Grenzen gehaltene Luxusbedürfnis des Adels und noch mehr vielleicht des aufstrebenden Bürgertums der Reichsstädte gestiegen. Im Orient hatt man Üppigkeit und Verfeinerung in der Lebenshaltung, in Kleidung, Wohnkultur, Speise und Trank kennengelernt,

Abbildung Tafel XIII

51 *Tirol, Sigismund, Guldiner, 1486*

52 *Schlik, Stefan und seine sieben Brüder, Joachimstaler o. J. (1519–1528)*



51



51 R



52



52 R

die der Handel nun zu befriedigen suchte. Der Mittelmeerhandel blühte, aber er erforderte auch riesige Geldsummen, die mit Silbermünzen allein nicht bestritten werden konnten, zumal Byzanz und nicht minder die Araber im Großhandel nur mit Gold zahlten und damit Zahlungen empfangen. Gold bildete um diese Zeit in ungemünztem Zustande einen wesentlichen Exportartikel des goldreichen Ungarn, das selbst nur Silbermünzen prägte und sich nebenbei der byzantinischen Goldsolidi bediente. Das ungarische und nicht minder das in Afrika und anderswo im Osten gewonnene Gold wurde nun von den drei mächtigsten italienischen Handelsstädten, Genua, Florenz und Venedig, aufgekauft und zur Ausprägung eigener Goldstücke verwendet. Von ihnen erhielten insbesondere der nach der florentinischen Wappenhilse oder Wappenblume benannte Fiorino d'oro (später Florin genannt und in der Form Forint heute noch in Ungarn als Münzeinheit verwendet) und der venezianische Dukaten (nach dem Schlußwort „ducatus“ der Rückseiteninschrift), auch Zechine, nach der Zecca, der Münzstätte benannt, Weltgeltung. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden, fanden beide Münzsorten alsbald ihre Nachahmer, nur daß insbesondere beim Fiorino, auch pleonastisch Goldgulden genannt, infolge des Mangels eigener Bergwerke und der Kaufkraft der Prägeherren nicht so ungeheure Massen ausgeprägt wurden, wie in Florenz selbst, wo der Fiorino während der Republik nur durch besonders kleine Zeichen unterschieden, stets nach dem gleichen Typus ausgeprägt wurde. Noch länger dauerte die Herrschaft der Zechine, nämlich bis zum Ende der Republik; und auch Kaiser Franz I. hat als Herr über die Lombardei und Venedig noch eine Zeitlang den alten Typus: den vor dem hl. Markus knienden Dogen auf der einen und den in einem Sternenoval schwebenden Christus, beibehalten.

Das Deutsche Reich war damals diesem ins Große gehenden Handel noch nicht erschlossen. Trotzdem bedurfte auch es wenigstens einer größeren Silbermünze. Sie wurde aus Frankreich übernommen, unter Ludwig IX. (1226/70), wo die „Turnose“ (nach der ursprünglichen Münzstätte Tours) den Anfang gemacht hatte. Dieser Gros tournois, also große Münze, findet allgemeinen Anklang, es wird nicht nur sein Münzbild vielerorts nachgeahmt, sondern, was noch wichtiger ist, man rezipiert diese neue Münzgattung unter eigenem Münzbild auch anderwärts. König Wenzel II. von Böhmen (1278–1305) schafft aus ihr den

Abbildung Tafel XIV

53 *Tirol, Erzherzog Ferdinand, Guldentaler, 1566*

54 *Tirol, Kaiser Ferdinand I., Reichstaler 1588*



53



53 R



54



54 R

berühmten Prager Groschen, der bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem gleichen Bilde: dem doppelschwänzigen böhmischen Löwen auf der einen, und der von einer doppelten Umschrift umgebenen St. Wenzelkrone auf der Rückseite, geprägt wird; er erfreut sich solcher Beliebtheit, daß er in vielen Gegenden Deutschlands die Landesmünze ersetzt, oder sogar verdrängt. Der Bequemlichkeit halber versieht man ihn an vielen Orten mit einer Kontermarke oder Gegenstempel, um ihn als gesetzlich zulässiges Zahlungsmittel zu kennzeichnen. Bis in das westfälische Oberwesergebiet ist der Prager Groschen, wie er nach der auf ihm ersichtlichen Bezeichnung *Grossus Pragenses* nunmehr verdeutscht hieß, in großen Mengen vorgedrungen!

Groschen heißt dann das silberne oder kupferne Dreikreuzerstück. Es ist unter den verschiedensten Namen, wie Mariengroschen, Grote (in der unteren Wesergegend, vorwiegend in Bremen), Gutegroschen, grosso in Italien, groat in England, ja sogar in Rußland und Polen als *groz* bis in die Neuzeit die meistverbreitete Scheidemünze geworden, vor allem im deutschen Raum.

Zur ungefähr gleichen Zeit wie der Prager Groschen, der den bisher fast allein herrschenden Silberpfennig an die Wand gedrückt hat, entsteht in Böhmen und in Ungarn der Goldgulden. Münz- und geldgeschichtlich ist aber nur der ungarische wichtig. Nach dem Aussterben des einheimischen Herrschergeschlechtes der Arpaden war nach dem Überstehen schwerer Thronwirren Karl Robert aus dem Hause der neapolitanischen Anjou mit der Krone des hl. Stefan gekrönt worden. Ungarn, das in seinen Bodenschätzen über reichste Ressourcen verfügte, war im Mongolensturm 1241 schrecklich heimgesucht und nahezu völlig verwüstet worden. Wohl hatte Béla I. in seinem Reiche leidlich wieder Ordnung schaffen können, aber nach seinem Tode (1270) brachen im Innern abermals stürmische Zeiten an, denen erst die Regierung Karl Roberts 1308/42, allerdings erst nach manchen Fehlschlägen, ein Ende zu setzen vermochte. Unter ihm gewann auch das Münz- und Bergwesen eine dominierende Bedeutung. Durch ein Ausfuhrverbot für die Edelmetalle, das rigoros gehandhabt wurde, ferner durch seine besondere Fürsorge für die Edelmetallgewinnung, indem er u. a. in die in der heutigen Slowakei gelegene Bergstadt Kremnitz deutsche Berg-

Abbildung Tafel XV

55 *Steiermark, Ferdinand II., Kipper-48er, 1622*

56 *Salzburg, Paris Lodron, 1/8 Taler-Klippe, 1647*

57 *Preußen, Friedrich II., Friedrichsdor, 1748*

58 *Braunau, Einseitige Notklippe, 1743 (Gold oder Silber in verschiedenem Gewicht)*

leute aus der älteren böhmischen Bergstadt Kuttenberg holte und diese seine Gründung mit deren Bergrecht bewidmete, legte er den Grundstein zu einer Blütezeit sondergleichen. Der von ihm geschaffene Goldgulden, der den 1386 von den rheinischen Kurfürsten geschaffenen „rheinischen Gulden“ an Feingehalt weit übertraf, aber trat einen förmlichen Siegeszug an. Infolge des Versiegens der wenigen deutschen Goldgruben, so der um Goldkronach in Oberfranken, sowie des Flußgoldes, wurde der Ausprägung dieser rheinischen Goldgulden alsbald ein Ende bereitet, während der ungarische infolge der andauernden Ergiebigkeit der einheimischen Bergwerke weiter florierte. Nur sein Bild hatte sich den politischen Verhältnissen entsprechend geändert. Zuerst war auf ihm die florentinische Lilie und der Nationalheilige Ladislaus zu sehen gewesen, dann wurde die Lilie durch das Wappen ersetzt, bis unter König Matthias Corvinus an Stelle des hl. Ladislaus die Madonna mit dem Kinde trat, die ihrerseits blieb, während auf der Vorderseite seit der Habsburgerzeit der stehende König trat. Diese vorwiegend in der ungarischen Hauptmünzstätte Kremnitz geprägten, nunmehr Dukaten genannten Goldstücke behielten ihren hohen Rang unter den Goldmünzen gleich den österreichischen aus verschiedenen Münzstätten infolge ihres fast absoluten Feingehaltes (986/1000).

Der ungarische Goldgulden (er hieß in Italien treffend „Ongaro“) hatte sich in den Zeiten seines rapiden Aufstieges gleichberechtigt neben Fiorino d'oro und Zechine gestellt. Aber auch der Westen hatte in Frankreich, Spanien, England und den Niederlanden eine schon höchst beträchtliche Goldprägung entfaltet, die insbesondere im Frankreich der Spätgotik unter den verschiedenartigsten, auf das Münzbild bezughabenden Bezeichnungen, z. B. Salut d'or (nach der Darstellung der Verkündigung), auch eine künstlerische Hochleistung darstellte, die sich weit über die im allgemeinen recht nachlässig geprägten Silbermünzen stellt, von denen nur die erwähnte Turnose einen Anspruch auf künstlerische Geltung beanspruchen kann. Der ziemlich große Schrötling dieser französischen und auch gewisser niederländischen Goldmünzen, so z. B. jener der Grafen von Hennegau, bot dem Stempelschneider die Möglichkeit künstlerischer Bewährung. Und ebenbürtig treten neben die französischen Goldmünzen die der italienischen Fürsten, etwa der Sforza

Abbildung Tafel XVI

59 Mailand, Galeazzo Maria (1465–1476), Testone

60 Florenz, Fiorino d'oro, 14. Jahrhundert

61 Venedig, Giovanni Dandolo (1280–1289), Zechine

62 Papst Clemens VII. (1523–1534), Giulio, angeblich von B. Cellini



59



60



59 R



60 R



61



62



61 R



62 R

und Visconti in Mailand, der Gonzaga in Mantua, der Anjou in Neapel-Sizilien; wobei sich auch die Münzen anderer Metalle der italienischen Frührenaissance durch edlen Stil auszeichnen. Um das Jahr 1500 war das Gold so ziemlich im gesamten alten Erdteil mit Ausnahme des Ostens (etwa Polen und Rußland) zum bevorzugten Währungsmetall geworden, nachdem schon Kaiser Friedrich II. († 1250) mit seinen ganz im altrömischen Geiste gehaltenen Augustalis, den er in seinen Münzstätten Brindisi und Messina schlagen ließ, einen verheißungsvollen Anfang gemacht hatte.

Während sich in Deutschland ein Kampf zwischen dem immer schlechter werdenden rheinischen Goldgulden und den guten ungarischen abspielte, in dem der letztere endlich obsiegte, wobei vom Rhein nur der Rechnungsbegriff des „Gulden rheinisch“ übrigblieb, vollzog sich auf österreichischem Boden, in Tirol, ein geldgeschichtliches Ereignis, das das ganze Abendland revolutionierte. Man machte aus der Not, d. h. in diesem Falle aus dem mehr oder minder großen Goldmangel der einheimischen Bergwerke, eine Tugend und prägte ein Silberstück, dessen Metallwert dem eines Goldgulden entsprach. Im Falle des Erzherzogs Sigismund von Tirol, der als letzter einer habsburgischen Seitenlinie seine Lande 1490 dem römischen König Maximilian I., dem letzten Ritter und ersten Landsknecht, übergab, war übrigens nicht so sehr der Goldmangel die Ursache gewesen, denn er hatte ja früher eine stattliche Reihe von Goldgulden prägen lassen, als vielmehr ein Silberüberfluß. Die Ergiebigkeit des Falkensteines bei Schwaz innabwärts von Innsbruck, wurde auch mit zum Anlaß, daß die alte Münzstätte der Beherrscher Tirols von der alten Landeshauptstadt Meran nach Hall, einem Städtchen etwa halbwegs zwischen der neuen Hauptstadt Innsbruck und der jungen Bergstadt Schwaz verlegt wurde.

Die Meraner Münzstätte hat sich übrigens ebenso denkwürdig in die Annalen der Münzgeschichte eingezeichnet, wie nunmehr Hall. Denn in der Stadt an der Etsch war schon früher der „Kreuzer“ entstanden, der bekanntlich in der Geldgeschichte hauptsächlich Süddeutschlands und Österreich-Ungarns gleichfalls eine höchst bedeutsame Rolle gespielt hat. In Meran nun hatte Graf Meinhard II. von Görz-Tirol seit

Abbildung Tafel XVII

- 63 *Österreich, Maria Theresia, Dukaten, 1755*
- 64 *Ungarn, Maria Theresia, Zwanziger, 1761*
- 65 *Wallenstein, Albrecht v., Groschen, 1632*
- 66 *Steiermark, Franz I., Kupferkreuzer, 1762*
- 67 *Maria-Theresia- oder Levantetaler, 1780*

1271 einen Grossus herausgebracht, der zum Unterschied von dem vorher und auch noch gleichzeitig geschlagenen anonymen Adlergroschen (Aquilino) auf der einen Seite ein Doppelkreuz, gebildet aus einem größeren und einem kleineren gleichschenkligen Kreuze, und auf der anderen einen heraldischen Adler aufweist. Wenngleich das Stück auch Zwainziger hieß, da es 20 Veroneser Denaren oder Bernern (Bern war die deutsche Bezeichnung dieser Stadt) entsprach, hieß es im Volksmunde seiner geographischen Herkunft nach alsbald „Etschkreuzer“ und in den Urkunden nach seinem auffallenden Münzbilde kurz „Kreuzer“. Daß er sich als Münzgattung alsbald (mit teilweiser Beibehaltung des Doppelkreuzes als Münzbild) besonders in Süddeutschland bald einbürgerte, verdankt der Kreuzer der außerordentlichen wirtschaftlichen Bedeutung insbesondere der Meraner und Bozener Jahrmärkte und der verlässlichen Güte seines Feingehaltes. Als es dann Österreich im Laufe des 16. Jahrhunderts gelang, in fast ganz Süddeutschland seine Gulden- und Kreuzerwährung durchzusetzen, die dann den Namen Kaiserliche oder Rheinische Währung erhielt, galt ein solcher rheinischer Gulden 60 Kreuzer zu je 4 Pfennig.

Dieser Gulden führt nun wieder an seinen Ursprungsort Hall zurück. Sigismund, dem die Geschichte den Beinamen des „Münzreichen“ verliehen hat, verdankt diesen Beinamen der unter ihm geschaffenen umstürzenden Münzreform, eine Reform übrigens, die schon in älterer Zeit zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt hat. Sie gipfelt, wie schon angedeutet, in der Ausprägung einer Großsilbermünze, eine in der ganzen Münzgeschichte seit ihrem Anbeginn noch nie dagewesenen Neuerung; denn auch die sizilischen Dekadrachmen (zehn Drachmen), Ausnahmeprägungen, erreichten nie diesen Umfang, obwohl sie schwerer waren. Die Ursache war jetzt einesteils die schwierige Beschaffung von Gold, wozu man auch die noch scharfe Konkurrenz der rheinischen Goldgulden rechnen mußte, die ja über die Brennerstraße in die Südtiroler Messestädte einströmten, so daß eine Kontinuität der einheimischen Goldprägungen nicht gewährleistet war, andernteils der gerade aus dem starken Besuch der Messen resultierende Bedarf nach handlichen und wertmäßig hochstehenden Münzen. Der Trubel eines solchen Jahrmarktes gestattete es nicht, bei dem Umsatz großer und

Abbildung Tafel XVIII

- 68 Österreich, Franz Joseph, Dukaten, 1865
- 69 Franz Joseph I., 10 Francs = 4 Gulden, 1892
- 70 Österreich, Franz II., Doppel-Souverain d'or, 1800
- 71 Franz Joseph I., Krone 1859
- 72 Reuß-Schleiz, Heinrich XIV., 20 Mark, 1881



68



70



69



68 R



70 R



69 R



71



72



71 R



72 R

bedeutender Warenmengen die Pfennige (oder jetzt schon Kreuzer) zuzuwägen oder gar abzuzählen. Wenn auch von den diese Märkte besuchenden fremden Kaufleuten gängige Münzen ihres eigenen Landes mitgebracht wurden, so erforderte dies doch trotz des Vorhandenseins der sogenannten Rechnungsbüchlein, die man als Vorläufer der Kursblätter bezeichnen könnte, eine große Routine und abermals Zeit. Und nicht zuletzt wies das Vorhandensein großer Silbermengen, die nicht zur Gänze vom Metallhandel aufgenommen wurden, fast zwangsläufig auf die Verwendung des Überschusses zur Münzprägung.

So entstand denn 1484 der halbe Guldiner im Werte von 30 Kreuzern mit dem Brustbilde des Erzherzogs auf der Vorder- und einem Turnierritter im Wappenkranz auf der Rückseite, und zwei Jahre später, 1486, das Ganzstück, der Guldiner oder Uncialis zu 60 Kreuzer bei gleicher Rückseite, aber mit dem stehenden Erzherzog zwischen Wappen und Helm auf der vorderen. Dieser Guldiner, dessen Namen sich selbstverständlich vom Gold herleitet, das er ja ersetzen sollte, zerfiel in 12 Pfundner zu 12 Kreuzer, so genannt, weil er einem Pfund Berner entsprach, in $\frac{1}{2}$ Pfundner oder 6 Kreuzer (Sechser) und schließlich in 60 Kreuzer, der seinerseits in 4 Vierer unterteilt wurde. Am Grundprinzip dieser Unterteilung ist unbeschadet gewisser Modifikationen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts festgehalten worden, in Österreich bis zum Abschluß des Deutsch-österreichischen Münzvereines von 1857. Erst von diesem Zeitpunkt an wurde der Gulden nach dem Dezimalfuß in 100 Kreuzer an Stelle der bisherigen 60 unterteilt.

Der Tiroler Guldiner aber ward zum Ausgangspunkt der schon angedeuteten großen Umwälzung im Münz- und Geldwesen überhaupt. Ihre zweite Stufe vollzog sich im böhmisch-sächsischen Erzgebirge. Hier besaßen auf der böhmischen Seite bei Conradsgrün die Grafen Schlik Bergwerke, die sie nach einer längeren Stilllegung 1516 wieder auszubeuten begannen. Und ähnlich wie den Gewerken der Tiroler auf Falkenstein war auch ihnen St. Barbara hold. Nach Entdeckung eines sehr ausgiebigen Silberlagers entschied sich Graf Stephan (er ist 1526 an der Seite seines königlichen Herrn Ludwig II. von Ungarn in der Türken Schlacht bei Mohatsch gefallen) gemeinsam mit seinen Brüdern hier eine Bergstadt zu gründen, die St. Joachimsthal genannt wurde. Von ihr

Abbildung Tafel XIX

- 73 Österreich, Franz II., $\frac{1}{4}$ Kronentaler, 1792
- 74 Ungarn, Maximilian II., Denar, 1570
- 75 Schweden, Goerzischer-Notdaler aus Kupfer, 1718
- 76 Oberyssel, Löwentaler, o. J.
- 77 Rußland, Peter I., Rubel, 1725



73



74



74R



73R



75



75R



76



76R



77



77R

erhielt dann das hier geprägte Großsilberstück den Namen Joachimsthaler, aus dem in der Mühle der Zeit alsbald der „Taler“ wurde, der auch dem amerikanischen „Dollar“ zugrunde liegt. Damit war auf Jahrhunderte hinaus Name und Existenz der Großsilbermünze gesichert. Wie rasch diese für den Großhandel so bequeme neue Münzgattung sich durchsetzte, beweist der Umstand, daß auch die sächsischen Kurfürsten, als ungefähr gleichzeitig wie bei den Schlik auch ihre Bergwerke besonders bei Annaberg in hohem Maße fündig wurden, ähnliche Großsilberstücke prägten, die ihren Namen von der böhmischen Seite her bezogen.

Der Taler setzte sich so allgemein durch, daß er sogar in gewissen romanischen Ländern als Tallero, in Polen als Talar rezipiert wurde, während andere Länder wohl das Großsilber übernahmen, ihm aber Namen der eigenen Sprache gaben, wie Écu in Frankreich, Scudo oder Ducato in Italien, in Rußland Rubel, in den Niederlanden Dukaton oder Patagon, Peso in Spanien usw. Nicht uninteressant ist es, daß die Großsilbermünzen in Rußland vor dem Rubel zuerst Jefimok, in Frankreich vor dem Écu aber Jocondales hießen; beiden Bezeichnungen liegt das Wort „Joachimsthaler“ zugrunde. In Deutschland hielt sich die Bezeichnung Taler am längsten; hier hieß sogar noch nach 1871 das 3-Mark-Stück im Volksmunde auch weiterhin so. Hatte also unter den Goldmünzen der ungarische Gulden weiteste Kreise gezogen, so hatte der Taler buchstäblich die ganze Welt erobert.

Zwar hatten auch die Länder der Apenninischen Halbinsel den Versuch unternommen, eine größere Silbermünze zu schaffen, aber der Versuch war auf halbem Wege steckengeblieben. Diese neue Münze ist aber von einer anderen Seite her interessant, indem sie — wenn wir von gelegentlichen Ausnahmen absehen — zum ersten Mal seit der römischen Kaiserzeit wieder ein porträtgetreues Herrscherbildnis auf die Münzen setzt, was in erster Linie dadurch ermöglicht wurde, daß die Größe des Schrötlings eine Entfaltung einer wahrhaft künstlerischen Darstellung zuließ. Nicht umsonst sind die ersten „Testoni“ (von testa, Kopf) seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, also im Quattrocento, geschlagen worden, als das Persönlichkeitsbewußtsein und der Persönlichkeitskult der Früh-

Abbildung Tafel XX

78 Frankreich, Ludwig XV., $\frac{1}{2}$ Laubtaler, 1747

79 Frankreich, Ludwig XIII., Louis d'or, 1640

80 USA, 10 Dollar, 1909 (Eagle)

81 Frankreich, Napoleon I., 20 Francs, 1815 (Die „hundert Tage“)

82 Großbritannien, Victoria, Sovereign

83 USA, Dollar, 1798



79



78



80



79 R



78 R



80 R



81



83



82



81 R



83 R



82 R

renaissance eine solche Darstellung auch auf den Münzen gebieterisch forderte. Der Herrscher, der Stadttyrann, der geistliche Oberhirt wollte sich auch auf seinen Münzen seinen Untertanen als ihr Herr über Leben und Tod ins Gedächtnis rufen. In Frankreich wurde dieser Teston zur Hauptmünze, bis sie 1576 unter Heinrich III. durch den „Franc“ abgelöst wurde, der in bildlich und währungsmäßig vielfach veränderter Form die Zeiten bis zum heutigen Tage überdauert hat und zur Grundlage der lateinischen Münzunion des Jahres 1865 wurde, der außer Frankreich selbst auch Belgien, Italien und die Schweiz sowie seit 1869 auch Griechenland angehörten, während andere Länder sich ihr, wenn auch nicht de jure, so doch de facto in ihrer Münzgesetzgebung anschlossen.

Mit dem Taler war ein entscheidender Schritt zur Modernisierung des Münzwesens getan worden, aber nicht auch ein solcher zu dessen Vereinheitlichung, wenigstens nicht im deutschen Raume, wo es am dringendsten gewesen wäre. Hier war die Zersplitterung am schlimmsten. Während Frankreich bis auf minimale Überreste seit Ludwig XI. (1461/83) den Feudalismus und dessen zentrifugales Münzwesen vernichtet hatte, schossen im deutschen Raum immer wieder neue Münzberechtigte aus dem Boden. Altfürsten und Neufürsten, also die Stände, die im Kollegium des Reichsfürstenrates saßen einerseits und die ungefähr seit der Mitte des 16. Jahrhunderts und später ernannten und zum Reichstage zugelassenen Fürstenhäuser andererseits, dann Grafen und Barone, Reichsstädte usf.: alle übten auf Grund eines wirklichen oder auch fadenscheinigen Münzrechtes die einträgliche Münzgerechtigkeit aus, ohne daß man der mehr als häufig geübten Willkür von Reich wegen steuern konnte. Das Reich selbst suchte diesen Unfug zwar durch drei Reichsmünzordnungen zu steuern; aber die, welche die Ordnung beschlossen hatten, hielten sich oft selbst nicht an sie, zum Schaden jener, die gute Münzen schlugen, die alsbald nach dem bekannten Gesetz in den Schmelztiegeln der Gewinnsüchtigen verschwanden.

Von den erwähnten 3 Reichsmünzordnungen (1524 Eßlingen, 1551 und 1559 zu Augsburg) hatte nur die dritte einigermaßen Bestand, indem durch sie der schon allgemein eingebürgerte Rechnungsgulden zu 60 Kreuzern nun faktisch in einem Silberstück ausgeprägt wurde. Das sind die sog. Guldentaler oder Reichsguldiner, die durch die Wertziffer 60 für den ganzen und 30 für den halben gekennzeichnet sind. Aber nicht das Goldäquivalent dieser Münze, der Goldgulden, war die Hauptgoldmünze der Zukunft, sondern der Dukaten, der seinen Namen bekanntlich von der venezianischen Zechine herleitet und heute noch da und dort ausgeprägt wird, insbesondere dort, wo der Dukaten eine

Handelsmünze darstellt. Deshalb wird heute noch in Österreich der einfache und vierfache Dukaten mit dem Bildnis Kaiser Franz Josefs I. und dem altösterreichischen Doppeladler sowie der Jahreszahl 1915, insbesondere für Zollzahlungen, nachgeprägt.

Der Guldentaler vermochte indessen den alten Reichstaler nicht zu verdrängen; nicht er wurde zur Hauptwährungsmünze, sondern der 1566 legalisierte, viel schwerere Reichstaler, der sich jedoch gleich dem Dukaten nicht in einem festen Wertverhältnis zu den übrigen Münzen befand, sondern den politischen Verhältnissen entsprechend bald höher, bald niedriger notierte. Er und sein goldener Geselle waren daher in Zeiten der Not die einzigen wirklich „harten“ oder groben Münzen, im Gegensatz zu dem Gesindel der zahllosen „Heckenmünzen“, die sich mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts überall im deutschen Raum hervordrängten und das deutsche Münzwesen vollends zerrütteten. Nach der deutschen Reichsmünzverfassung waren zur Münzprägung nur die Kreismünzstätten (das Reich war bekanntlich seit 1512 in 16 Reichskreise eingeteilt, denen auch die österreichischen Erblande angehörten), und die Münzstätten jener Reichsstände berechtigt, die eigenes Bergsilber vermünzten. Alle anderen waren als „Heckenmünzen“ verboten, da sie die Münzprägung meist nur aus Gewinnsucht betrieben und sich dazu, da sie nicht kontrolliert wurden, meist der unlautersten Mittel ungescheut bedienten. Ihr Tun und Treiben dauerte unausrottbar während der „großen“ Kipperzeit um 1620 und ebenso während der „kleinen“ um 1680 an. Erst zu Ende dieses Jahrhunderts gelang es den größeren Fürsten diesem Unwesen durch energisches Zupacken ein Ende zu bereiten.

Diese Kipperzeit – Gustav Freytag hat sie in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit in unnachahmlicher Weise geschildert – war, um sie mit einem heute allgemein geläufigen Kennwort zu bezeichnen, eine metallene Inflation höchsten Ausmaßes. Sie war nicht die erste ihrer Art. Es hatte solche Krisen schon zur römischen Zeit gegeben und um 1450 hatte die sog. „Schinderlingszeit“ in Österreich und in Süddeutschland ähnliche Folgen gezeitigt wie die Kipperzeit. Wie bei den „Schinderlingen“, wie das Volk diese schlechten, nahezu aus bloßem Kupfer bestehenden Münzen hieß, so waren auch in der Kipperzeit finanzielle Notlage des Staates gepaart mit Gewinnsucht und Eigennutz einiger Großer an dieser katastrophalen Entwertung beteiligt. Im 15. Jahrhundert hatte Kaiser Friedrich einigen Söldnerführern das Münzrecht verleihen müssen, damit ihm diese dafür Truppen gegen seinen eigenen Bruder Albrecht VI. stellten; und auch zu Beginn des 30jährigen Krieges,

in den die „große“ Kipperzeit fällt, hatten der alles verwüstende Krieg und dessen enorme Geldanforderungen den eigentlichen Anstoß gegeben. Ein Finanzkonsortium, an dem auch der Bankier Wallensteins, Hans de Witte, maßgeblich beteiligt war, suchte wohl auf rechtmäßigem Wege eine Herabsetzung des Münzfußes durchzuführen; aber die sie riefen, die Geister, wurden sie nicht mehr los, und so sank der Wert der Münzen immer mehr und mehr, schnellte der Preis von guthaltigem Gold- und Silbergeld, das man für Auslandszahlungen benötigte, auf eine für die damalige Zeit enorme Höhe, und auch der Schmuggel von Edelmetall in gemünztem und ungemünztem Zustande blühte, insbesondere über die Grenze ins Venezianische; er bediente sich der unglaublichsten Mittel, um die ohnehin viel zu wenigen Zöllner hinters Licht zu führen. Es gelang dann im Dezember 1623, diese Hochflut wieder einzudämmen, indem ein kaiserliches Dekret für die österreichischen Lande, in denen diese Münzen zur Deckung des Kriegsbedarfs massenhaft ausgeprägt worden waren, den Wert dieser Münzen auf $\frac{1}{8}$ ihres bisherigen Wertes herabsetzte, was einem 87⁰/₁₀₀igen Staatsbankrott gleichkam. Gewiß, wenn wir diese metallene Inflation mit den Augen eines jener vielen betrachten, die die papierene nach dem 1. Weltkrieg miterlebt und miterlitten haben, so scheinen diese beiden Krisen in gar keinem Verhältnis zueinander zu stehen. Wenn wir aber die Preise von einst und jetzt zueinander in Beziehung setzen, und auch die katastrophalen Rechtsfolgen der Kipperzeit ins Kalkül ziehen, wird man nur einen graduellen, aber keineswegs einen wirklichen Unterschied feststellen können.

Es ist nur natürlich, daß sich die Flugblattdrucker und ihre Autoren dieser Krise bemächtigten. Sie gab nicht wenig Stoff zu moralisierenden Betrachtungen. Und so stammt aus dieser Sphäre auch der Name: Die Kipper und Wipper wurden zu Volksfeinden gestempelt, weil sie das gute Geld beschnitten oder befeilten (kippten) und das noch zu gut befundene von der Waage wippten. Diese Münzkalada oder Münzsturz, wie man es nannte, war jedoch keineswegs auf die österreichischen Erblande beschränkt. Hier ging es sogar noch verhältnismäßig am glimpflichsten zu. Auch viele andere Reichsgebiete waren von ihr betroffen. Und so ließ Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Coburg aus den eingezogenen Kippermünzen eine große Braupfanne machen und in seinem Residenzschlosse Ehrenburg bei Coburg aufstellen. Nicht weniger als 23 Zentner und 95 Pfund solcher Kippermünzen wurden zu diesem Zwecke von der Rentkammer dieses kleinen Reichsgebietes abgeliefert. Man kann es sich leicht ausmalen, welche Mengen dieses Schandgeldes von größeren Gebieten eingeschmolzen werden mußten!

Die Braupfanne wurde schließlich mit einer Inschrift versehen, die im Flugblattstil die durchlebte schreckliche Zeit charakterisiert:

*„Ihr Herrn und Leut, geht heran,
Und seht meine Veränderung an.
Vor vier Jahren war ich Geld,
Da war ich lieb in aller Welt,
Hab' manchen reichen Mann gemacht,
Auch manchen ins Verderben bracht,
Aus mir macht man allerlei Sorten,
Itzund bin ich ein Braupfann worden.“*

Auch die sog. „kleine“ Kipperzeit, die die $\frac{2}{3}$ Taler, die Fünfeuzer und Sechser brachte, war eine durch die Nöte der Zeit: Franzosen- und Türkenkriege, hervorgerufene Münzkrise. Sie wurde verschärft durch die Tatsache, daß zwei Reichsstände, Graf Gustav von Sayn-Wittgenstein und Graf Ludwig Gustav zu Hohenlohe geringhaltige Münzsorten in riesigen Mengen herstellen ließen. Im übrigen waren diese beiden nicht die einzigen hochgeborenen Falschmünzer dieser Zeit. Auch Wallenstein, der an dem erwähnten Konsortium mitbeteiligt war, war durch den dabei erzielten Riesengewinn gleich anderen in die Lage versetzt worden, die den exilierten Protestanten abgenommenen Landgüter um ein billiges zu erwerben. Und auch Friedrich II. von Preußen hat sich nicht gescheut, während des Siebenjährigen Krieges schlechte Münzen mit dem Bildnis des sächsischen Kurfürsten Friedrich August prägen zu lassen, während Napoleon I. österreichische Bankozettel in Unmasse nachdrucken ließ. Nur daß in diesen und ähnlichen Fällen nicht persönliche Gewinnsucht, sondern politische Erwägungen solchen schließlich wie ein Bumerang auch auf die Urheber zurückfallenden Fälschungen, wie man dieses Unwesen nennen kann, zugrunde lagen.

Alle politischen Erschütterungen spiegeln sich also zwangsläufig im Geld- und Münzwesen der Staaten wider. Kriege ganz besonders; sie erzeugen etwas ganz Spezielles, nämlich die Belagerungsmünzen. Der Soldat will und muß, wenn er schon sein Leben und seine Gesundheit einsetzt, seinen Lohn und zu essen haben. Der Soldat von ehemals, dem noch das alte Landsknechtblut durch die Adern pulste, war leicht zur Meuterei geneigt, wenn seine Forderungen nicht erfüllt wurden; er wollte sein bißchen Leben noch genießen. So mußten die Kommandanten der belagerten Orte Notmünzen ausgeben, die Zwangskurs bei der Bevölkerung besaßen, selbst wenn sie aus minderwertigem Stoff, etwa aus Papier, Leder und dergleichen gefertigt waren. Aber es gibt auch Belagerungsmünzen aus edlen Metallen und es muß

zur Ehre so manches Festungskommandanten gesagt werden, daß er sein eigenes Hab und Gut opferte, um seine Truppen zu befriedigen. So ließ z. B. bei der Belagerung von Landau 1702 der von den Kaiserlichen bedrängte französische General Graf von Mélac aus seinem Silbergeschirr Notmünzen herstellen, die noch den Geschirrdekor zeigen, oder in Braunau am Inn, wo der österreichische Feldmarschall Prinz von Sachsen-Hildburghausen 1743 mit seinem eigenen Wappen Notgeld, vom 2-Dukaten- bis zum 1-Kreuzer-Stück, in Gold, Silber und Zinn in Klippen, d. h. eckiger Form herausgab. Welche Dimensionen die Emission von Notgeld schon während des 1. Weltkrieges und die ersten Jahre nach ihm angenommen hat, dürfte wohl allgemein bekannt sein.

Eine andere Form des Notgeldes sind auch die in Schweden und durch kurze Zeit auch in Rußland herausgegebenen Kupferplatten, die, von einem ähnlichen Gedanken ausgehend wie mehr als zwei Jahrtausende vorher das römische Schwergeld, durch ihren Materialwert das nur in dürftigen Mengen vorhandene Silber und Gold kompensieren sollten. Schweden hatte in seinen Kupfergruben zu Falun einen gewaltigen Überschuß an diesem Metall, der im Fernhandel nur zum Teil angebracht werden, dafür aber im Lande selbst noch als Werkstoff dienen konnte. Man stellte daher Barren von bestimmtem Gewichte her, die man mit entsprechenden Zeichen stempelte. Seit Karl XI. hatten diese Platten aber nicht mehr den auf ihnen angegebenen Wert, sondern waren nur mehr Zeichengeld. Unter Karl XII. gingen diese Ungetüme bis zu dem ungeheuerlichen Gewicht von 20 kg. Auch seine Nachfolger bedienten sich noch einige Zeit dieser aus den schwedischen Wirtschaftsverhältnissen erklärlichen „Platmynt“, deren höchstes Nominale 10 Silbertaler war. Infolge der Unmöglichkeit sie wie jedes andere Geld zirkulieren zu lassen, schritt der kriegerische König zunächst 1715 zur Ausgabe von Papiergeld, dann aber noch im gleichen Jahre auf Rat seines Ministers Baron von Görz zur Emission von gleichfalls kupfernen „myntteken“, also Münzzeichen, auf denen als Wert 1 Taler angegeben war. Es sind dies 10 Stücke verschiedener Jahrgänge mit mythologischen und allegorischen Bildern. Sie wurden nie vollständig, wie versprochen, eingelöst. Nach dem Tode Karls XII. wurde 1719 noch ein weiterer Kupfer-Daler mit dem Bildnis des Ministers und dem charakteristischen Spruch „Necessitas caret lege“, also „Not kennt kein Gebot“, ausgegeben. Görz mußte aber den finanziellen Ruin des Landes bald darauf auf dem Schaffot büßen.

Um diese Zeit war nicht nur ganz Europa schon in den Münzverkehr einbezogen, es prägten auch schon zahlreiche Kolonien ihre eigenen

Münzen, insbesondere Amerika, dessen Gold und Silber schon während des 16. Jahrhunderts im Abendlande eine Preisrevolution hervorgerufen hatte, derzufolge viele kleinere europäische Bergwerke, die bis dahin genügend Münzmetall geliefert hatten, nicht zuletzt infolge Erhöhung der Betriebskosten aufgelassen oder doch eingeschränkt werden mußten. Es trugen aber auch andere z.T. natürliche Ursachen, etwa Unrentabilität, wegen Abnahme der Erze usw., zum Rückgang der europäischen Edelmetallproduktion bei und damit zu einem Rückschlag im Münzwesen. Das starre Festhalten an der alten Geldtheorie, daß Metall- und Münzwert einander bis auf eine kleine Differenz, den erlaubten Münzgewinn, decken sollten, auf der einen, das schamlose Hinwegsetzen der Heckenmünzer über dieses Gebot auf der anderen Seite, hat bekanntlich insbesondere im Deutschen Reiche unermesslichen Schaden angerichtet und dadurch auch das ganze Elend des Dreißigjährigen Krieges mitverschuldet und mitverschärft. In der Kipperzeit waren wohl da und dort Kupfermünzen aufgetaucht, sie waren aber bald wieder verschwunden. Das Silber war nach wie vor das bevorzugte Metall, zumal für den kleinen Mann. Aber der Pfennig, der einst eine Großmacht gewesen, war nach Größe und Gehalt degeneriert, so winzig, daß man ihn kaum wahrnahm, schon seines schlechten Silbers wegen. Und erst gar der noch geringer zu bewertende Heller. Als ihn noch die Stadt Hall in Schwaben mit dem Bilde einer Hand und eines Spaltkreuzes schlagen ließ, besaß er noch ein großes Ansehen; im 16. Jahrhundert, als er allgemein geworden war, galt er nur mehr $\frac{1}{2}$ Pfennig. Die steigende Winzigkeit dieser Silberstücke machte sie für den Verkehr ungeeignet und so kam es endlich, wenn auch vorläufig nur zögernd, daß man sich auch des Kupfers als Münzmetall zu bedienen begann.

Mit der Einführung des bisher mißachteten Kupfers in den ordnungsgemäßen Münzverkehr war ein großer Schritt nach vorwärts gemacht worden. Die vielen Kleingeldkrisen der vergangenen Jahrhunderte hatten endlich die Welt darüber belehrt, daß nur eine rationelle Scheidemünzpolitik Abhilfe schaffen könne. Unter Scheidemünzen versteht man bekanntlich jene Münzen, die nur bis zu einer ziffermäßig festgesetzten Summe bei Zahlungen verwendet werden können, also von vornherein nur für den Kleinverkehr bestimmt sind. Dadurch hatte man sich endlich von der eben erwähnten alten Theorie befreit. Kupfer gab es in Europa an vielen Orten und in großen Mengen und der kleine Mann brauchte nicht mehr zu befürchten, daß er für sein Geld nichts mehr bekommen würde. Mit der Zeit kamen zum Kupfer auch noch andere Münzmetalle dazu, Nickel und Zinn und allerhand Legierungen wie Kupfernickel und

Aluminiumbronze und dergleichen, die heutzutage vorwiegend als Münzmetall dienen, so daß die Edelmetalle nur mehr den hochwertigen Nominalen vorbehalten sind; wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß Scheidemünzen auch aus stark legiertem Silber hergestellt wurden und noch werden. Doch bis zur Periode unseres heutigen Ersatz- oder Kreditgeldes, in dem das Papier die Hauptrolle spielt, hatte es noch seine gute Weile.

Im deutschen Raum war um die Mitte des 18. Jahrhunderts das wichtigste monetäre Ereignis die Einführung des Konventionsmünzfußes, der wie so viele andere wichtige Einführungen in dieser Sparte der Wirtschaft (es sei nur an Kreuzer und Taler, sowie an den Groschen erinnert), von Österreich seinen Ausgang nahm. Dieser ursprünglich mit Bayern abgeschlossenen Münzkonvention folgte alsbald die überwiegende Zahl der deutschen Münzfürsten. Der Name „Konventionstaler“ wird zum Begriff, ebenso auch die durch ihn eingeführten ganzen, halben und viertel „Kopfstücke“, nämlich die 20-, 10- und 5-Kreuzer-Stücke. Insbesondere von den Zwanzigern wurden von den beteiligten Staaten riesige Summen geprägt. Sie sind, könnte man fast sagen, die tragende Münze dieser Zeit. Von den Konventionstalern hat ein Typus Weltgeltung erlangt: es ist dies der Maria-Theresientaler aus der vorderösterreichischen Münzstätte Günzburg aus dem Todesjahr der großen Kaiserin 1780 mit den Buchstaben S.F. unter dem Brustbild der Monarchin in Witwentracht. Die Buchstaben bedeuten den Münzmeister S. Schöbel und den Wardein J. Faby und nicht wie neuerdings behauptet wurde, einen gar nicht existierenden „Samuel Fischer“. Im Vorübergehen sei hier angemerkt, daß der Wardein, da der Münzmeister, zumal wenn er Münzpächter war, oft seine eigenen Wege ging, diesem als staatliches Organ zur Kontrolle der ordnungsgemäßen Einhaltung von Gewicht und Feingehalt („Schrot und Korn“) zugeordnet war.

Was den erwähnten Maria-Theresientaler anlangt, der nur einer von vielen österreichischen Konventionstalern dieser Zeit ist, so trägt er auch den Namen „Levantinertaler“. Zwar waren auch die österreichischen Taler früherer Jahrgänge und anderer Münzstätten in der Levante und in Afrika wegen der Stetigkeit des Münzfußes und ihrer das Beschneiden oder Befeilen erschwerenden Randschrift insbesondere von den Arabern sehr begehrt, aber im allgemeinen wird der Name dem Jahrgang 1780 beigelegt, wozu noch der Umstand kommt, daß dieses Stück mit den gleichen Stempeln und im gleichen Schrot und Korn bis auf den heutigen Tag weitergeprägt wird. Da besonders Abessinien trotz eigener Landesmünzen den größten Wert auf diese Münze legte, und die Bank von

Äthiopien sogar auf Taler lautende und durch Taler gedeckte Banknoten emittierte, hatte Österreich 1935 sogar einen Talervertrag mit Italien abgeschlossen, demzufolge nunmehr Rom und nicht mehr Wien diese Taler ausprägte. Im italienisch-äthiopischen Krieg prägten daher als Dumping Paris, London, Brüssel, ja sogar Bombay die Taler nach. Nach dem 2. Weltkrieg demonetisierte Äthiopien die Taler, die dann in New York eingeschmolzen und in äthiopische Silberdollars umgeprägt wurden, während Wien die Talerprägung wieder aufnahm; im Oktober 1960 ist der österreichisch-italienische Talervertrag abgelaufen. Abgesehen davon, daß der Taler im In- und Auslande als Schmuckstück zu Ehren gekommen ist, gibt es im Nahen Osten noch immer Gebiete, die ihn vor den Münzen der Landeswährung bevorzugen, wie etwa in der Kronkolonie und im Protektorat von Aden, wo seine Rolle als Nebenwährung durch die Landeswährung, den ostafrikanischen Shilling, keineswegs berührt ist. Es hat in der mehrtausendjährigen Geschichte der Münze wohl zahlreiche Handelsmünzen gegeben, die in einem gewissen Einflußgebiet eine mehr oder minder große Rolle gespielt haben, wie etwa der spanische Piaster (gleichbedeutend für den *Peso de á ocho* = zu 8 Reales, und den spanisch-amerikanischen *Peso*), der insbesondere im Fernen Osten sehr begehrt war und oft mit einer Unzahl chinesischer Gegenstempel versehen ist, aber kaum eine zweite Münze hat sich mit solcher Hartnäckigkeit und so andauernd in ihrer Stellung behauptet, wie der Levantinertaler. Es ist dies zugleich ein Zeichen für die zähe Beharrlichkeit, mit der insbesondere primitive Völker am Althergebrachten kleben. Gerade in der Geschichte der Münze gibt es dafür zahllose Beispiele. Denn da, bevor das Ersatzgeld aufkam, das Bild einer Münze, ihr Klang (man zahlte ja in „klingender“ Münze), ihr spezifischer Glanz und auch ihre Farbe gewertet wurden, ist die Vorliebe für ganz bestimmte Münzsorten vollständig begreiflich, so etwa für den von Österreich aus seinen niederländischen Provinzen übernommenen Kronen- und den altniederländischen Löwentaler.

Das 19. Jahrhundert brachte einen neuerlichen Fortschritt: technisch die Ringprägung und damit die moderne Form, währungsmäßig die möglichste Vereinheitlichung und die Vereinfachung, welche letztere mit der durch das Frankreich der großen Revolution inaugurierten Einführung des Dezimalsystems zusammenhängt. Deutschland und Österreich bekannten sich erst verhältnismäßig spät dazu, das Reich durch die nach dem Deutsch-Französischen Kriege zustande gekommene Reichsverfassung und die ihr entsprechende Reichswährung der Mark, Österreich durch die oben schon erwähnte, nach dem Münzverein von 1857 erfolgte Unter-

teilung des Guldens in 100 anstatt 60 Kreuzer, die übrigens auch von anderen deutschen Staaten, insbesondere in den Rheinlanden schon früher angenommen worden war. Die ersten Münzen nach dem Dezimalsystem hat übrigens nicht Frankreich, sondern bereits 1792 Nordamerika in den Vereinigten Staaten in seinem Dollar zu 100 Cents effektiv ausgeprägt. Nur England und bis vor kurzer Zeit auch Indien halten hartnäckig an der alten karolingischen Zählweise fest.

Durch diese den Zahlungsverkehr natürlich wesentlich verbessernde und erleichternde Zählweise ist jedoch der Münze vieles, ja fast alles von ihre alten Buntheit, wenn man so sagen darf, genommen worden. Aber es ist zu begreifen, daß die Hast unserer Zeit sich nicht mit Sentimentalität paaren darf. Die Münzbilder bleiben jahrzehntelang mit ermüdender Eintönigkeit und nur durch die Prägejahre einigermaßen unterschieden bestehen. Denn wer hat schon Zeit, das Geld auf etwas anderes hin zu betrachten, als auf seine Gültigkeit. Trotzdem wäre es nicht notwendig, daß man in so vielen Staaten die Nützlichkeit so hoch über die Ausstattung stellte, daß die uralte Stempelschneidekunst kaum mehr zu Wort kommt. Die Edelmetalle sind heute gewiß zu kostbar, als daß man sich ihrer im extensiven Maße bedienen würde. Im Münzumlauf befindet sich daher nur das tägliche Kleingeld, das in allerlei Buntmetallen ausgeprägt wird; größere Summen aber zahlt man nur mehr mit Papiergeld oder Scheck. Aber man könnte den Münzen die gleiche Sorgfalt angedeihen lassen, die man heute – durchaus mit Recht – auf die Briefmarken verwendet. Denn daß die alte Stempelschneidekunst noch immer blüht, das beweisen außer den nicht als Geld dienenden Medaillen auch die sogenannten Schaumünzen, die zum Gedächtnis an verdiente Persönlichkeiten oder bedeutsame Ereignisse da und dort ausgegeben werden. Münze und Briefmarke aber sind, wenn auch nur kleinformatige, aber infolge ihrer großen Auflagenziffern vortreffliche Zeugen für die Kulturhöhe eines Landes.

Es gibt vielleicht keine zweite Sparte der Geschichtswissenschaft, die über eine so umfangreiche Literatur verfügt, wie die Numismatik. Es sei daher hier nur auf die beiden grundlegenden Werke von Ferdinand *Friedensburg*: „Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten“ (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, hrsg. von G. v. Below und F. Meinecke), München und Berlin 1926; und Arnold *Luschin von Ebengreuth*: „Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit“, Ebenda, 2. Auflage, München und Berlin 1926, sowie auf die sehr nützliche Bibliographie in dem 1961 im Verlage von Klinkhardt & Biermann in Braunschweig erschienenen Buche „Münzen sammeln“ von Tyll *Kroha* verwiesen.

20. 10. 77 15. Sep. 1983

22. 06. 74

19. Feb. 1981

Hinweise

Signatur 41. 8° 3500	Stok f
-------------------------	-----------

RS

Bub (=

AK

Titelaufn.

AKB

FK

1 Münzkunde al

Bio K

Bild K

SWK

Münzgeschichte (Kurzdarstellung)

Sonderstandort

III/9/280 Jd-G 80/62

SLUB DRESDEN



3 0349104

5.80 / Rg.

41. 8° 3500

